

Wie man einen Weinreisenden los wird.

Nach einer Probe von Johannes Trojan.

Manche werden sagen, der sei überhaupt unmöglich, ich weiß aber, daß es geht, denn ich habe es mit Erfolg probiert. Freilich war ich nicht unvorbereitet, sondern hatte mir die Sache in Gedanken eingeübt. Die Firma J. G. Propfenberg & Co. in Frankfurt a. M. hatte mich wissen lassen, daß in einigen Tagen ihr Vertreter die Ehre haben würde, bei mir vorzusprechen und meine Aufträge entgegenzunehmen. Mit einiger Spannung erwartete ich den jungen Mann.

Er kam, wurde mir gemeldet und in mein Zimmer geführt. Mit dem Ausdruck lebhafter Freude trat ich ihm entgegen. „Sind Sie endlich da?“ rief ich. „Ich habe Sie mit Ungeduld erwartet. Bitte, nehmen Sie Platz!“ Dieser Empfang schien ihn ein wenig zu verwundern, doch mochte er wohl denken, ich sei in großer Weinmuth. Auf meine wiederholte Aufforderung setzte er sich und begann:

„Ich komme im Auftrage des renommierten Hauses Propfenberg & Co. in Frankfurt a. M. um Ihnen unsere edlen, wirklich reingehaltenen und höchst preiswürdigen...“

„Halt!“ fiel ich ihm in's Wort — „aus Frankfurt a. M. kommen Sie?“ „Ja, wohl“, erwiderte er.

„Welch eine Stadt!“ rief ich entzückt. „Die herrlichen Gebäude, unter denen der Dom und der Römer in erster Reihe stehen! Die wundervollen Denkmäler von Goethe und Gutenberg! Das Goethe-Haus! Der Palmengarten! Das Ariadneum! Die historischen Erinnerungen an Karl den Großen und den Bundestag! Und dann das Wasser! Ich halte den Main für einen der schönsten Ströme! Nachdem er zusammengefloßen ist aus dem weißen Main, der im Fichtelgebirge entspringt, und dem rothen, der aus dem Rothmaindringen im Westen von Kiedrich herkommt, läuft er um den fränkischen Jura herum, geht er vorbei an Bamberg, Würzburg und Altschaffenburg, endlich Frankfurt am Main, um dann bald darauf sich mit dem Rheine zu vereinigen.“

Die lebhafteste Schilderung hatte mich außer Athem gebracht, ich mußte einen Augenblick anhalten, um Luft zu schöpfen. Aber auch mein Gegenüber gebrauchte einige Zeit, um sich von dem Eindrud, den mein Vortrag ihm gemacht hatte, zu erholen. So kam ich ihm denn, als er eben das Wort ergreifen wollte, zuvor.

„Sie sind“, sagte ich, „nicht aus Frankfurt a. M. gebürtig?“

„Nein“, entgegnete er, „aus Offenbach. Ich habe die Ehre, Ihnen im...“

„Aus Offenbach?“ fiel ich schnell ein, „das habe ich mir gleich gedacht. Sie sind aber gern in Frankfurt und Ihnen gefällt Ihr Beruf?“

„Im Allgemeinen ja. Das Haus Propfenberg & Co., in dessen Auftrage...“

„Glücklich in Ihrem Beruf!“ rief ich, ihm in's Wort fallend. „Wie selten kann das Einer von sich sagen! Die meisten wünschen sich einen anderen Beruf als den, welchen sie haben. Der Dichter beneidet den Seifenfabrikanten, der Maler den Klempner, der Musikant den Schankwirth, der Regierungsrath den Geistlichen, der Bankier den Seemann u. s. w. Ich selbst — Sie wissen, daß ich Kasserammler bin — möchte manchmal mit friedlich und harmlos von seinen Zinsen lebenden Rentier tauschen.“

„Ich war, nachdem ich das gesagt hatte, so barmherzig, ihm einen Augenblick Zeit zu lassen, und sofort schoß er los:

„Erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich Ihnen im Auftrage der renommierten Firma Propfenberg & Co. unsere wirklich reingehaltenen...“

Weiter kam er nicht, denn ich sah ihn plötzlich so fest und scharf an, daß er unwillkürlich verstummte.

„An wen“, sagte ich, indem ich fortfuhr, ihn anzusehen, „an wen erinnern Sie mich doch so lebhaft?“

„Ich weiß es in der That nicht“, sagte er verlegen.

„Halt, ich hab's!“ rief ich. „Haben Sie Verwandte in Offenbach?“

„Nein!“ erwiderte er mit Entschiedenheit.

„Wie war doch nur Ihr geehrter Name?“ fragte ich.

„Meyer — A. H. Meyer!“

„Sonnenbar!“ rief ich, „auch die Namen stimmen. Ich kenne vor...“

Seine Frau war eine — warten Sie einmal — richtig! eine geborene Klopffleisch. Ein prächtiger Keel war er und ein schneidiger Geschäftsmann. Unterdessen ist er auch natürlich älter geworden.“

Während ich so sprach, war er sehr unruhig geworden, wie ich an den eigenthümlichen Bewegungen seiner Füße merkte.

„Das freut mich zu hören“, sagte ich. „Es ist ein nicht gewöhnliches Glück, in Ihren Jahren noch beide Eltern am Leben zu haben. Darf ich mich erkundigen, ob auch Ihre Großeltern noch leben?“

Ganz roth im Gesicht, war er aufgesprungen. „Ich muß mich — rief er mit vor Aerger halb erstarrter Stimme — „ich muß mich Ihnen empfehlen. Meine Zeit ist sehr in Anspruch genommen und...“

„Sie wollen schon gehen?“ rief ich. „Darf ich Ihnen nicht ein Glas Wein anbieten? Es ist zwar nur Rautscher und etwas säuerlich, aber durchaus rein und sehr gesund. Meine Frau würde sich freuen, wenn ich Sie ihr vorstelle.“

„Es thut mir leid“, schrie er, „aber ich habe keinen Augenblick Zeit. Wenn Sie einen Auftrag...“

„D gewiß habe ich einen Auftrag. Wenn Sie das schöne Frankfurt wiedersehen, grüßen Sie es tausendmal von mir. Aber ich hoffe, daß wir uns hier noch sehen werden beim Weinstephano oder auf der Siegesstraße, oder...“

Er war schon draußen. „Herr Meyer! Herr Meyer!“ rief ich, mich über das Treppengeländer beugend. Er hörte nicht darauf. Schnell stürzte ich in mein Zimmer zurück, rief das Fenster auf und schrie auf die Straße hinunter: „Herr Meyer! Wenn Sie noch einmal nach Goldbach kommen sollten...“

Er wandte sich nicht mehr um, sondern lief unaufhaltsam dem nächsten Halteplatz für Droschken zu.

Ob er wohl wiederkommen wird?

Ueber die Intelligenz der Hunde

werden verschiedenen Blättern folgende bezeichnende Beiträge mitgetheilt: Ein Bekannter von mir hatte einen Jagdhund und einen Kater, die unzertrennliche Kameraden waren, zusammen schliefen und trafen und jahrelang fast immer zusammen waren. Eines Tages sieht der Besitzer der beiden Thiere, der sich als vielbeschäftigter Mann nicht sehr viel um sie zu kümmern vermochte, daß der Hund in einer Ecke des Zimmers andauernd seine rechte Pfote leckt und sich dann damit über die Schnauze und die Augen fährt. Ueberallhin wendet er sich an die Haushälterin mit der Frage, was der Hund habe.

„O nichts“, ist die selbstverständliche Antwort, „das thut er immer, das hat er dem Kater abgesehen.“ Ein anderer Hund, meines Wissens ein Terrier, gehörte einer Offiziersfamilie, verbrachte aber seine ganze Zeit in der Kaserne. Als das Regiment verlegt wurde, nahm man den Hund in der Eisenbahn mit in die neue Garnison. Am dritten Tage war er verschwunden und langte nach Ablauf einer Woche, mager und verwildert aussehend, in der alten, etwa 300 Km. entfernt liegenden Garnison wieder an, wo er von den neuen Bewohnern der Kaserne aufgenommen und gehalten wurde. — Einer anderer eigener Hund, der etwas entartete Nachkomme mehrerer Ziegelergenerationen, äußerte seine allgemeine anerkannte Intelligenz besonders in seiner grenzenlosen Liebe zu seinem eigenen Herrn. Als dieser einmal seinen Koffer gepackt hatte und diesem, der auf dem Wagen zum Bahnhof geschickt wurde, selbst auf dem Hofe folgte, mußte Mäule gewaltsam am Wirtel führen, um ihn von dem Hofe fern zu halten. Er lehrte auf gutes Zureden traurig mit ins Haus zurück, verteilte aber die ihm gereichte Nahrung und schief unruhig unter fortwährendem schreckhaftem Auffahren. Als es später nach der Schaufel zu wiederholten geführt wurde, sah er von der Richtung des Wagens einen Radfahrer kommen. Da blieb er erst still stehen und sah ihn aufmerksam an, bis er näher kam, dann entgegnete er, um gleich darauf sehr gedrückt und traurig wieder zu kommen. Nach ein paar Tage lang wurde er jedesmal unruhig, wenn ein Radfahrer aus der Richtung sich näherte.

Der Schieppriegel.

Oft bezeichnet der Humor des deutschen Infanteristen sein Gewehr als „Schieppriegel“, ein Ausdruck, der so populär geworden ist, daß er wohl überall bekannt sein dürfte. Der Ausdruck ist schon sehr alt und entstand durch den Gebrauch einer Waffe, die thatsächlich ein Schieppriegel war und bereits zu Ende des vierzehnten und Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts vorkommt. Es war eine Luntenschnur ohne Kolben, bei welcher sich an der Mündung des Rohres eine dicke eiserne Verhärtung zum Dreinschlagen befand. Im Handgegriffe wurde diese Vorrichtung in derselben Weise benützt, wie es zuweilen noch jetzt mit dem Gewehrholzen geschieht. Den Gewehrholzen erhielt das Infanteriegeschwader erst mit der Einführung des Schnapphahnschloßes, also zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts.

Der Ring.

Von E. von Huhn.

Von allen Schmucksachen, mit denen der Mensch die Schönheit seiner Erscheinung zu erhöhen versucht hat, kommt an Mannigfaltigkeit der symbolischen Bedeutung keine dem Ringe gleich. Hals- und Armband, Ohrring und Brosche, selbst die königliche Krone können sich in dieser Beziehung nicht mit dem Ringe messen, dem von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart die seltsamsten magischen Kräfte zugeschrieben wurden; ja, der früher, wie es scheint, mehr noch diesen Kräfte zuzuschreiben, als um seiner Schönheit oder Kostbarkeit willen getragen wurde.

Zahllose Funde von Ringen aus den verschiedensten Ländern und Zeiten zeugen für den Geschmack und die künstlerische Phantasie ihrer Verfertiger. Von jeher ist der Ring ein Symbol der Treue, aber auch der Macht gewesen. Der Pharao übergab mit seinem Ring die Macht an Joseph, der König Nabuchodonosor die seine an Mardochai. Darius versiegelte mit seinem Ringe den Eingang zur Löwengrube. Ein starker Zauber wohnte in Salomons Siegelring, auf dem sich das mystische Wort „Schemhamphorasch“ befand. Die Kraft des Ringes rief einen Dämon hervor, der den Tempel bauen half, und trug jeden Tag den König hinauf zum Firmament, wo er die Wunder des Weltalls vernahm. Der Ring des Gygis machte den Besitzer unsichtbar, und der Ring des „Mannes im fernen Osten“ befähigte den Besitzer Gott und den Menschen angenehm zu machen — wenn wir dem weisen Rathen glauben dürfen.

Nicht allgemein bekannt dürfte es sein, daß der Sage vom „Ring des Polykrates“ etwas Wahres zu Grunde liegt. Antike Schriftsteller beschreiben das Kleinod als einen großen, in Gold gefaßten, ovalen Smaragd, in dessen Mitte eine Lyra als Symbol der Dichtkunst und darüber zwei Vögel geschnitten waren, während die linke untere Ecke einen Stierkopf, die rechte einen Delphin auswies. Kaiser Augustus soll in den Besitz des Ringes gekommen sein und ihn in ein goldenes Hühnerhorn setzen und im Tempel der Concordia haben aufstellen lassen.

Aus einer früheren Zeit stammen die etruskischen Ringe, die von der weit vorgeschrittenen Kunstfertigkeit dieses merkwürdigen Volkes ein bezeichnendes Zeugnis ablegen; auf einem dieser Ringe befindet sich ein vorzüglich gearbeiteter Scarabäus, der auf den Einfluß der ägyptischen Kunst hinweist. Bei den Römern durften lange Zeit hindurch nur die Senatoren und die Ritter goldene Ringe tragen, während die Freigelassenen sich mit eisernen Ringen begnügen mußten; aber mit dem Luxus der Kaiserzeit stellte sich auch der bis zur Väterlichkeit getriebene Kultus des Ringes ein, der vielfach am Daumen getragen wurde. Unter den Römern dieser Art, die uns erhalten geblieben sind, befindet sich einer, dessen Gefammetbüchse etwa sieben Zentimeter beträgt, und eine in Hochrelief gearbeitete Büste der Kaiserin Plotina zeigt.

Der Aberglaube, der das Mittelalter und noch die Renaissance beherrschte, brüllte sich auch in den damals angefertigten Ringen aus. Da gab es Ringe mit Wolfszähnen, Zauberringe gegen Epilepsie und Pest mit der Inschrift „Ananiasapust“, Talisman-Ringe gegen alle möglichen Uebel mit den Namen der heiligen drei Könige: Kaspar, Melchior und Balthasar, Ringe mit einem „Arctenstein“, welche neugeborene Kinder und ihre Mütter gegen Gezeiten schützten. Dem Arctenstein, der angeblich im Kopfe dieses Reptils gefunden wurde, schrieb man überhaupt die tiefen Kräfte zu. In Italien trug man Fingerreife mit einem Horn darin gegen den bösen Blick. Fromme Eren trugen sogenannte Budeleiringe, an denen sich zehn oder elf Erbhöhen befanden; daran zählte man in Ermangelung eines Rosenkranzes die zehn Uebel ab.

Im 15. und 16. Jahrhundert pflegte man als Verlobungs- und Eheringe sogenannte Gimmelringe zu tragen, Doppelreife, die in einander verschlungen waren und so auf einander passen mußten, daß beide Reife wie einer aussähen. Sehr selten sind die „Gedächtnisringe“, die zur Erinnerung an den Tod Karls des Ersten von England getragen wurden. Sie enthielten unter einem großen Diamanten eine Kapsel, in der sich ein Miniaturbild des Königs befand.

Von großer Pracht waren und sind noch heute die Ringe, die der Papst und die Bischöfe tragen, als Symbol ihrer der Ehe zu vergleichenden Verbindung mit der Kirche und eine ähnliche Bedeutung lag in der Zeremonie, bei der der Doge von Venedig einen Ring in's Meer warf und sich und die Lagunenstadt dem feuchten Element vermählte.

Mystischer und magischer jedoch als alles, was das Mittelalter in Beziehung zum Ring brachte, ist die merkwürdige allgermanische oder altskandinavische Sage vom „Ring des Nibelungen“, in den die Unterirdischen alle Gewalt der Erde gesammelt hat-

ten, so daß er das Symbol der Welt Herrschaft war.

Der moderne Ring hält sich an keine bestimmten Formen, und von den geheimnißvollen Kräften, die frühere Zeiten ihm zuschrieben, weiß die Gegenwart nichts. Noch immer verwendet die Kunst des Juweliers an den Ring, der eine schöne Frauenhand schmücken soll, die feinste Arbeit, die köstlichsten Steine, aber die tiefste Bedeutung liegt doch in dem glatten Reif, durch den die jugendliche Gattin in's eigentliche Leben tritt....

Joachim-Anekdoten.

Ueber den kürzlich entschlafenen König des Geigenspiels sind bereits zahllose Anekdoten im Umlauf. Vielleicht interessiert es die Leser, die drei hübschesten, die ich gehört habe, kennen zu lernen:

Joseph Joachim, der von seiner Wohnung in Hannover das muntere Treiben auf der Maschseebahn beobachtete, wandelte die Lust an, auch einmal Schlittschuh zu laufen. Der Bahnseger Düllmeyer bot ihm als Lehrmeister an. „So, Herr Joachim“, sagte Düllmeyer nach beendeter Anweisung, „nu stellen Sie sich mol uff die Strittschau — so — un nu stieren Sie dat eine Bein so un dat andere so herut — und da loben Sie man hen.“ Joachim folgte der Weisung, warf das eine Bein recht, das andere links heraus; aber ehe diese Evolution beendet war, fiel er unsanft nieder. „Ja, ja, ja“, erklärte Düllmeyer, indem er ihm wieder auf die Beine half, „so lichte as dat Biigelsimpeelen ist na nich.“

Von Joachim, als Weinreisenden hat Andreas Moser ein Geschichtchen in seine Biographie eingeschlochten: Eines Tages war der Meister bei den Damen Anna und Julie u. Osten. Bei Tisch fragte er: „Wasbal gibbi es heute keinen Wein?“ Eine der Damen entgegnete: „Theurer Professor, als Sie das letzte Mal bei uns zu Tisch waren, sagten Sie, daß Sie keinen Wein trinkten, deshalb haben wir Münchner Bier bestellt.“ Aber ich hätte gern Wein“, erwiderte Joachim, „denn ich halte ihn für gesünder.“ Natürlich sprang eine der Gastgeberinnen auf, um sofort Wein holen zu lassen. Lachend aber hielt Joachim sie zurück, zog einen Brief aus der Tasche hervor und las: „Sehr geehrter Herr Professor! Wir haben gehört, daß Sie sehr viel in besserer Gesellschaft verkehren, und deshalb fragen wir höflich bei Ihnen an, ob Sie geneigt sind, uns neue Kunden zuzuführen. Sie könnten auf diese Weise sehr leicht Ihr Einkommen vergrößern, denn wir zahlen für jeden Auftrag, der durch Sie erteilt wird, 25 Prozent Provision.“ „Sie sehen also“, fügte Joachim launig hinzu, „das ganze Manöver mit dem Hochwein war von mir nur gemacht, um zu sehen, ob ich mich für den Posten als Weinreisender eigne.“

In London, wo seine Concerte in jedem Frühjahr die „great attraction“ der musikalischen Welt bilden, spielt folgende Anekdote: Joachim tritt in den Laden eines Friseurs, um sich rasiren zu lassen. „Haar schneiden, Herr?“ fragte der dienstfertige Gehilfe mit einem trübseligen Blick auf das Lockenhaar des ihm ganz fremden Meisters. Joachim gab ihm zu verstehen, er sei mit der Länge seines Haars durchaus zufrieden; der Friseur aber ließ nicht locker: „Sindten find sie ein wenig zu lang“, meinte er diplomatisch. Der Künstler bedeutete ihm wieder, daß ihm das gerade so lieb sei, worauf der Barbier ein Wellchen schrie. „Die Haare sind auf dem Scheitel ziemlich dünn“, bemerkte er dann und hielt Joachim ein kleines Privatstimmgum, daß es verkehrt sei, die Dichtigkeit des Haars seiner Länge zu opfern, aber Joachim ließ ihn nur an und schüttelte seine Kunststernmähne. Mürriß riefte der Gehilfe weiter, ohne aber seine Hoffnung aufzugeben: „Soll ich nicht wenigstens die Spitzen abschneiden, einen Zoll etwa?“ Joachim blieb hartnäckig. Da rief der Barbier, dessen Erfindungsgeist erschöpft war, die Geduld und er fragte nur noch mit einem Ton der Verachtung: „Wollen Sie denn gerade so aussehen wie ein deutscher Musiker?“

Wahres Geschichtchen.

Oberförster A. hat eben seinen ersten Reverbang beendet und sitzt in seinem Wohnzimmer bei einem solennem Frühstück, als ihm der Gemeindevorsteher des Nachbarortes einiger Holzantkäufer wegen einen Besuch macht. Der Oberförster läßt ihn, mit einer entsprechenden Handbewegung nach den ledernen Schinken und Würsten, zum Mischen ein, doch lehnt der Herr Vorsteher ab mit dem Bedeuten, daß er soeben erst gefrühstückt habe. Während der Oberförster mit gutem Appetit seine angenehme Beschäftigung fortsetzt, erlebte er die kleine geschäftliche Angelegenheit mit dem Besucher. Hierauf einige Minuten Stillschweigen. Wöglich beginnt der Herr Gemeindevorsteher, dem angeblich des appetitlichen Frühstückstisches doch das Wasser im Munde zusammenläuft, wieder das Gespräch: „Herr Oberförster, walt heben Sie doch vörbin seggt, als ich in de Stuw' intreten war?“



Dame (zu einem Straßenpflasterer): „Aber lieber Mann, werden Sie denn nicht neidisch von dem ewigen Klopfen?“

„Ich meinte, Sie möchten ein wenig mitleiden!“

„Na, wenn Sie mich denn so grüßlich neidisch, dann kann ich ja ein belächeltes walt mitte eten!“

Ein hohes Gefängniß.

Die Bastille! Welche dunkle Zellen, grauerregende Verliche und grausame Torturen stellt man sich nicht vor, wenn man diesen Namen hört! Das der Wirklichkeit entsprechende Bild steht aber doch anders aus. Die „Zellen“ der Bastille waren geräumige Zimmer mit Kaminen und Decken, und die Gefangenen konnten nahezu alles haben, was ihr Herz beehrte. Sie durften sich ihre eigenen Möbel in's Gefängniß bringen lassen. Als Latur über Rheumatismus klagte, gab man ihm zur Allevierung der Kräfte einen großen Pelz und Pelzdecken; der Gefangene Hugonnet verlangte Hemden mit gestickten Manschetten; die Gefangene Frau Sauve ließ von den Gefängnißhelferinnen alle Pariser Läden abschauen, weil sie durchaus einen weißseidenen Morgenrock mit grünen Blumen haben wollte. Auch bekamen die Gefangenen Licht, Schreibpapier und alles, was sie sonst noch zum Schreiben brauchten. Sie durften sich zu jeder Zeit Bücher aus der Gefängnißbibliothek und aus anderen Bibliotheken holen lassen. Der Gefangene La Beaumelle hatte in seiner sogenannten Zelle nicht weniger als 600 Bücher. Jeder durfte sich Vögel oder Hunde oder Katzen halten oder zu seiner Zerstreuung ein Musikinstrument spielen. Die Gefangenen durften sich gegenseitig besuchen und alle erdenklichen Spiele miteinander spielen. Was das Essen betrifft, so hatte — wie Victorien Sardou in einer Vorrede zu einem dieser Tage erschienenen Buche des bekannten Historikers Hund-Brentano erinnert — der Gefangene Dumouriez fünf Gänge zu Mittag und fünf Gänge zu Abend, nachts nicht mitgerechnet. Knebelville, der zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten in der Bastille saß, aß unter der Speise, die ihm auf den Tisch gestellt wurde, folgende auf: Aukern, Hühner, Kapunen, allerlei Fleisch, Konfekt, Wild, Spargel, junge Erbsen, Artischocken, allerlei Fisch, Konfekt, Obst u. s. w. Die Gefangenen durften sich von ihren Verwandten und Freunden nicht nur besuchen lassen, sondern sie auch zum Essen und zu einem Spielchen da behalten.

Wahres Geschichtchen.

In einer linksrheinischen Garnison hielt ein Hauptmann an seine Kompanie beim Ausbruch des Typhus folgende Ansprache: „Leute! Da giebt es solche Bauernluder, die den Typhus bekommen! Der Typhus ist eine im allgemeinen ansteckende Krankheit, aber eigentlich ist es keine ansteckende Krankheit, wenn man gleich Vorsichtsmaßregeln trifft. Es ist bekannt, wenn man den Typhus bekommt, so stirbt gewöhnlich die Hälfte. — Akerle, das sag ich Euch, wer von Euch den Typhus bekommt, den sperre ich ein!“ (Jugend.)

Das Preisgegeschichten.

Sieger war im Regelschieben Unser Vetter Franz geblieben. Und er hat in später Nacht Auch den Preis nach Haus gebracht. Fröhlich ist seine erste Frage, Was sein Preis zum Siege sage, Ob sie sich wie nicht geschiet Ueber's Hertelchen gestreut? „Verleichen? Du irrst Dich, Franz, Denn Du brachtest eine Gans!“ — „Eine Gans? ... Nun wird mir klar, Was mir unbegreiflich war, Daß das Hertel in der Nacht, Als ich es nach Haus gebracht — Was ein Schwein doch nimmer sollte, Zimmer wieder fliegen wollte!“

Das kleinere Uebel.

Herr (zu einem Bettler): „Wollen Sie die Arbeit, die ich Ihnen anbiete, übernehmen — oder ich rufe die Polizei!“

Bettler: „Na... da rufen Sie nur lieber die Polizei!“

Verknapp. „Alte Jungfer (zu einem Herrn): „Ach, ich kann Ihnen gar nicht sagen, was ich für ein schwächliches, tränkliches Kind war — immer zum Sterben!“

Herr: „Na, sehen Sie, und sind recht alt geworden!“

Schon zufrieden. Gattin: „Lieber Mann, ich möchte gern ein bißchen Geld haben.“ Gatte: „Ach, das freut mich.“ Gattin: „Wie? Das freut dich?“ Gatte: „Ja, weil du sonst immer sehr viel haben willst.“

Reinseiden. Herr (zu einem Hüttenjungen): „Kannst Du denn auch Deine Schafe zählen?“

Sell kann i net. Herr: „Wie weißt Du denn aber, wenn Dir eins abgeht?“ Wenn mi dacham der Bauer prügelt.

Bastend. „Du, August, was is denn eegentlich aus Deinem kleinen Bruder geworden?“

Hundefänger! „Was? Hundefänger? ... Wie kommt Ihr denn da druff?“ „Na, weil der Junge immer so spitzfindig war!“

Unerwartete Wendung. „Ihr Zimmer mit den vielen Blumenstöpseln ist wirklich sehr reizend, Herr Müller.“

„Alles selbst gepflanzt. Sehen Sie, da hab' ich im Frühjahr an meinem Fenster ein Blumenbrett angelegt und alles mögliche hineingefügt und gepflanzt. Stiefmütterchen, Winde, Bohnen, Reseda, Rosen u. s. w., und was glauben Sie wohl, was zuerst kam?“

„Nun, wahrscheinlich die Bohnen?“ „Richt doch.“ „Oder die Winde?“ „J. Gott bewahre!“ „Nun, was denn?“

„Die Polizei. Die kam zuerst und meinte, das ginge nicht, die Blumenstöpseln könnten den Leuten auf die Köpfe fallen.“

Der letzte Rath. „Nur noch einen Rath will ich dir geben.“ Sprach der alte Arzt zu seinem Sohne, der eben das Doktorexamen bestanden hat. Wenn du ihn befolgst, so wird dich der Kreis deiner Patienten stetig vergrößern.“

„Und was ist es, Vater?“ „Nichts weiter als: erzähle allen Frauen, die deinen ärztlichen Rath erbitten, daß sie Luftveränderung brauchen, und den Männern, daß sie zu viel arbeiten.“

Redlich verdientes Trinkgeld. Hotelgast (bei der Abreise): „Na, Bittolo, weshalb hältst denn Du die Hand auf, Du hast mich doch gar nicht bedient?“

Bittolo: „Bitt schön, ich hab' auf der Karte, wo Ihnen Ihre Prant 1000 Rüsse schide, noch eine Rull angehängt!“

Er kennt ihn. Mr. Beach: „Da ist ein Brief von Charles.“

Mrs. Beach: „Les ihn vor!“ Mr. Beach: (vorlesend): „Meine, liebe, süßliche Mutter...“

„Versucht! Jetzt will der Lump schon wieder Geld!“

Fortschritt. Richter: „Was sind Sie?“ Zeuge: „Defonom!“

Richter: „Was war Ihr Vater?“ Zeuge: „Wirtschaftsbesitzer!“

Richter: „Und Ihr Großvater?“ Zeuge: „Bauer!“

Enttäuscht. Freundin (zur jung verheirateten Professorsgattin): „Ist es wahr, Gellie, daß Professoren so zerstreut sind?“

Frau Professor (bitter): „Ja, wohl, zerstreut! Das habe ich auch geglaubt, — und als ich meinen Mann um den zweiten Hut bat, da mußte er noch das Datum, an dem er mir den ersten gekauft hat!“